

Annie ERNAUX

Suhrkamp

Eine Leidenschaft



suhrkamp taschenbuch 5489

Mit ruhiger Selbstverständlichkeit berichtet Annie Ernaux von einer schmerzlich langen Episode ihres Lebens; wie sie sich immer heftiger in eine Affäre verstrickt, einem verheirateten osteuropäischen Geschäftsmann verfallen, der eine vage Ähnlichkeit mit Alain Delon hat und schnelle Autos und Alkohol mag. Sie beschreibt einen Schwebezustand, worin jedes Wort, jedes Ereignis und jede andere Person entweder eine dringliche Verbindung zu diesem Mann hat oder aber von ihr mit kalter Gleichgültigkeit beschieden wird. Zu einem Mann, der ihr fremder nicht sein könnte.

Annie Ernaux, geboren 1940, bezeichnet sich als »Ethnologin ihrer selbst«. Sie ist eine der bedeutendsten französischsprachigen Schriftstellerinnen unserer Zeit, ihre zwanzig Romane sind von Kritik und Publikum gleichermaßen gefeiert worden. Annie Ernaux hat für ihr Werk zahlreiche Auszeichnungen erhalten, zuletzt den Nobelpreis für Literatur.

Sonja Finck übersetzt aus dem Französischen und Englischen, darunter Bücher von Jocelyne Saucier, Kamel Daoud, Chinelo Okparanta und Wajdi Mouawad. Für ihre Ernaux-Übersetzungen wurde sie mit dem Eugen-Helmlé-Übersetzerpreis ausgezeichnet.

Annie Ernaux
Eine Leidenschaft

Aus dem Französischen von
Sonja Finck

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1991 unter dem Titel
Passion simple
bei Éditions Gallimard, Paris.

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des
französischen Außenministeriums, vertreten durch
die Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.



Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5489
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2024
© Éditions Gallimard, Paris, 1991
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagfoto: Annie Ernaux in Cergy, 1990, Foto: Carlos Freire
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47489-1

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Eine Leidenschaft

Nous deux – die Zeitschrift – ist obszöner als de Sade.

Roland Barthes

Im Sommer habe ich mir zum ersten Mal einen Pornofilm im Fernsehen angeschaut, auf Canal+. Mein Gerät hat keinen Decoder, die Bilder auf dem Schirm waren verschwommen, die Dialoge durch eine merkwürdige Tonspur ersetzt, ein Knistern und Rauschen, eine Art andere Sprache, gleichmäßig und fortlaufend. Man konnte eine Frau in einem Spitzenkorsett ausmachen, mit Nylonstrümpfen, und einen Mann. Die Handlung war unverständlich, nichts war vorhersehbar, keine Bewegung, keine Geste. Der Mann näherte sich der Frau. Es folgte eine Großaufnahme, das Geschlecht der Frau erschien auf dem Bildschirm, deutlich sichtbar im Flimmern, dann das Geschlecht des Mannes, sein erigierter Penis, der in die Scheide der Frau glitt. Sehr lange wurde das Rein und Raus aus verschiedenen Blickwinkeln gezeigt. Der Schwanz kam wieder ins Bild, in der Hand des Mannes, und Sperma ergoss sich der Frau auf den Bauch. Man gewöhnt sich sicher an den Anblick, das erste Mal ist verstörend. Hunderte von Jahren, Generation um Generation, und erst jetzt kann man so etwas sehen, ein weibliches und ein männliches Geschlechts-

teil bei der Vereinigung, das Sperma – was man zuvor nicht betrachten konnte, ohne beinahe zu sterben, kann man sich jetzt anschauen wie ein simples Händeschütteln.

Mir kam der Gedanke, dass man beim Schreiben genau danach streben sollte, nach dieser Wirkung, die die Szene eines Geschlechtsakts hervorruft, Beklemmung und Fassungslosigkeit, ein Aussetzen des moralischen Urteils.

Ab September letzten Jahres tat ich nichts anderes mehr, als auf einen Mann zu warten: darauf, dass er anruft und bei mir vorbeikommt. Ich ging in den Supermarkt, ins Kino, ich brachte Kleider zur Reinigung, ich las, ich korrigierte Klassenarbeiten, ich machte alles genau wie vorher, aber wären mir diese Dinge nicht schon lange zur Gewohnheit geworden, hätte ich sie nicht tun können, oder nur unter gewaltiger Anstrengung. Vor allem, wenn ich redete, hatte ich den Eindruck, es geschehe von selbst. Die Wörter und Sätze, ja selbst das Lachen bildeten sich ohne wirkliches Zutun meiner Gedanken oder meines Willens in meinem Mund. Im Übrigen erinnere ich mich nur noch vage an meine damaligen Aktivitäten, an die Filme, die ich gesehen, die Menschen, die ich getroffen habe. Alles an meinem Verhalten war aufgesetzt. Die einzigen Tätigkeiten, an denen mein Wille, mein Begehren und etwas, das wohl die menschliche Intelligenz ist (vorausplanen, das Für und Wider, die Konsequenzen abwägen), beteiligt waren, hatten alle eine Verbindung zu diesem Mann:

Zeitungsartikel über sein Land lesen (er war
Ausländer)
Kleider und Make-up auswählen
ihm Briefe schreiben
die Bettwäsche wechseln und im Schlafzimmer
Blumen aufstellen
Dinge notieren, die ich ihm unbedingt das nächste
Mal erzählen wollte, weil ich dachte, sie könnten ihn
interessieren
Whisky, Obst und etwas zum Knabbern für unseren
gemeinsamen Abend kaufen
mir ausmalen, wo in der Wohnung wir gleich nach
seiner Ankunft Sex haben würden

In Gesprächen durchbrachen nur Themen mit einem
Bezug zu diesem Mann meine Gleichgültigkeit, zu sei-
nem Beruf, zu dem Land, aus dem er kam, zu Orten, an
denen er schon einmal gewesen war. Die Person, die
mit mir redete, ahnte nicht, dass mein plötzlich intensi-
ves Interesse an ihren Worten nichts mit ihrer Erzähl-
weise zu tun hatte und nur wenig mit dem Thema selbst,
sondern bloß damit, dass A. eines Tages, zehn Jahre
vor unserem Kennenlernen, während seines Einsatzes
in Havanna vielleicht einmal in diesem Nachtclub gewe-
sen war, dem »Fiorendito«, den mein Gegenüber mir,
ermutigt von meiner Aufmerksamkeit, in allen Einzel-

heiten beschrieb. Genauso war es, wenn ich ein Buch las, alle Sätze, bei denen ich innehielt, handelten von der Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau. Mir schien, sie könnten mir etwas über A. beibringen und das, was ich gern glauben wollte, zur Gewissheit werden lassen. Als ich etwa in Grossmans *Leben und Schicksal* las, »wer mit offenen Augen küsst, der liebt nicht«, redete ich mir ein, A. würde mich lieben, weil er die Augen beim Küssen schloss. Das restliche Buch war dann wieder das, was jede Tätigkeit ein Jahr lang für mich war, ein Mittel, die Zeit zwischen zwei Treffen mit ihm zu vertreiben.

Meine einzige Zukunft war der nächste Anruf, bei dem wir uns verabreden würden. Jenseits meiner beruflichen Verpflichtungen – deren Zeiten er kannte – verließ ich das Haus so wenig wie möglich, weil ich fürchtete, in meiner Abwesenheit einen Anruf von ihm zu verpassen. Ich vermied es auch, den Staubsauger oder Föhn zu benutzen, weil ich sonst womöglich das Telefon nicht gehört hätte. Bei jedem Klingeln quälte mich eine Hoffnung, die oft nur so lange anhielt, bis ich langsam den Hörer abhob und Hallo sagte. Wenn ich feststellte, dass nicht er dran war, ergriff mich eine so tiefe Enttäuschung, dass ich regelrecht Hass auf die Person

am anderen Ende der Leitung empfand. Sobald ich A.s Stimme hörte, war mein endloses, schmerzhaftes, natürlich eifersüchtiges Warten vorbei, und zwar so plötzlich, dass ich den Eindruck hatte, ich wäre verrückt gewesen und schlagartig wieder normal. Ich war erstaunt, wie belanglos diese Stimme im Grunde war und welch übermäßig große Bedeutung sie in meinem Leben hatte.

Wenn er ankündigte, er komme in einer Stunde bei mir vorbei – eine »Gelegenheit«, das heißt, ein Vorwand, später nach Hause zu kommen, ohne seine Frau misstrauisch zu machen –, begann für mich ein anderes Warten, eines ohne Gedanken, selbst ohne Begehren (derart, dass ich mich fragte, ob ich überhaupt einen Orgasmus würde haben können), ein fiebriger Taten-drang, wobei es mir nicht gelang, die Dinge in der richtigen Reihenfolge zu erledigen: duschen, Gläser bereitstellen, mir die Nägel lackieren, den Boden wischen. Ich wusste nicht mehr, auf wen ich überhaupt wartete. Ich war in dem Moment gefangen – dessen Näherrücken mich jedes Mal mit einer namenlosen Angst erfüllte –, in dem ich sein Auto bremsen, die Wagentür zuschlagen, seine Schritte auf dem Betonboden draußen vor der Tür hören würde.

Wenn die Zeitspanne, die er mir nannte, größer war, drei oder vier Tage zwischen seinem Anruf und seinem

Kommen, stellte ich mir angewidert all die Arbeit vor, die ich würde erledigen müssen, die Abendessen mit Freunden, zu denen ich würde gehen müssen, bevor ich ihn wiedersah. Am liebsten hätte ich nichts anderes zu tun gehabt, als auf ihn zu warten. Zudem lebte ich in der wachsenden Angst, irgendetwas könnte passieren und verhindern, dass wir uns sahen. Eines Nachmittags, als ich im Auto nach Hause fuhr und er sich für eine halbe Stunde später angekündigt hatte, kam mir kurz der Gedanke, ich könnte aus Unachtsamkeit gegen ein anderes Auto fahren. Sofort: »Ich weiß nicht, ob ich anhalten würde.«*

Wenn ich dann fertig angezogen, geschminkt, frisiert war und die Wohnung aufgeräumt, war ich, falls mir noch etwas Zeit blieb, unfähig, zu lesen oder Klassenarbeiten zu korrigieren. In gewisser Hinsicht wollte ich mich auch nicht vom Warten auf A. ablenken: wollte ich es mir nicht verderben. Oft schrieb ich oben

* Es ist eine alte Gewohnheit von mir, einen Wunsch gegen einen Unfall abzuwägen, den ich entweder verursachen oder dem ich zum Opfer fallen würde, gegen eine Krankheit, gegen ein mehr oder minder tragisches Ereignis. Mich zu fragen, ob ich den imaginären Preis dafür zahlen würde, ist eine recht sichere Methode, um herauszufinden, wie stark der jeweilige Wunsch ist – vielleicht will ich aber auch das Schicksal herausfordern: »Es macht mir nichts aus, wenn mein Haus abbrennt, solange ich es schaffe, den Text, an dem ich gerade arbeite, zu Ende zu schreiben.«

auf ein Blatt Papier das Datum, die Uhrzeit und »er kommt«, dazu weitere Sätze, Zweifel, er könnte nicht kommen, sein Begehren könnte nachlassen. Am Abend nahm ich das Blatt wieder zur Hand, »er ist gekommen«, und notierte durcheinander verschiedene Details zu unserem Treffen. Dann starrte ich benommen auf das vollgekritzelte Blatt mit den beiden Textblöcken, die ich vorher und nachher geschrieben hatte und die man in Folge lesen konnte, ohne Unterbrechung. Zwischen ihnen hatte es Worte und Gesten gegeben, neben denen alles andere trivial wirkte, selbst das Schreiben, mit dem ich sie einzufangen versuchte. Ein Zeitraum, der von zwei Geräuschen eines Autos begrenzt wurde, vom Bremsen und Wiederauffahren seines Renault 25, ein Zeitraum, in dem ich mir sicher war, dass es nie etwas Wichtigeres in meinem Leben gegeben hatte, weder Kinder kriegen noch Prüfungen bestehen noch durch die Welt reisen, als mitten am Tag mit diesem Mann im Bett zu liegen.

Es währte immer nur ein paar Stunden. Ich trug meine Armbanduhr nicht, ich legte sie kurz vor seiner Ankunft ab. Er behielt seine an, und ich fürchtete den Moment, in dem er diskret einen Blick darauf werfen würde. Wenn ich in die Küche ging, um Eiswürfel zu

holen, sah ich hoch zu der Uhr über der Tür, »nur noch zwei Stunden«, »nur noch eine«, oder: »In einer Stunde werde ich hier sein und er wird nicht mehr da sein.« Ich fragte mich fassungslos: »Wo ist die Gegenwart?«

Bevor er ging, kleidete er sich langsam wieder an. Ich beobachtete, wie er das Hemd zuknöpfte, die Socken, die Unterhose, die Hose anzog, wie er sich zum Spiegel drehte, um die Krawatte zu binden. Sobald er seine Anzugjacke überstreifte, wäre alles vorbei. Ich war nur noch Zeit, die durch mich hindurchfloss.

Sobald er gegangen war, lähmte mich eine ungeheure Müdigkeit. Ich räumte nicht gleich auf. Ich betrachtete die Gläser, die Teller mit den Resten, den vollen Aschenbecher, die im Flur und Schlafzimmer verstreuten Kleider und Dessous, die Laken, die auf den Teppich herabhingen. Am liebsten hätte ich das Durcheinander, in dem jeder Gegenstand für eine Geste, einen Moment stand, so belassen, es war ein Tableau, an dessen Kraft und Schmerz kein Gemälde in einem Museum je heranreichen würde. Natürlich duschte ich erst am nächsten Tag, um sein Sperma nicht abzuwaschen.

Ich rechnete nach, wie oft wir schon Sex gehabt hatten. Mir war, als wäre jedes Mal etwas zu unserer Bezie-

hung hinzugekommen, aber auch, als wäre es ebendiese Akkumulation von Gesten und Lust, die uns irgendwann auseinanderbringen würde. Wir verbrauchten ein Kapital an Begehren. Was wir an körperlicher Intensität hinzugewannen, verloren wir an Zeit.

Ich fiel in einen Halbschlaf, in dem ich das Gefühl hatte, in seinem Körper dahinzudämmern. Am folgenden Tag lebte ich in einer Trägheit, in der sich eine seiner Berührungen endlos fortsetzte, in der ich etwas, was er zu mir gesagt hatte, immer wieder hörte. Er kannte auf Französisch keine vulgären Wörter oder hatte nicht das Bedürfnis, welche zu benutzen, weil sie für ihn nicht mit einem gesellschaftlichen Tabu belegt waren, für ihn waren sie genauso unschuldig wie alle anderen (und wie obszöne Wörter in seiner Sprache es für mich gewesen wären). Im Vorortszug RER oder im Supermarkt hörte ich ihn murmeln, »nimm meinen Penis in deinen Mund«. Einmal war ich in der Metrostation Opéra so sehr in meine Tagträume versunken, dass die Bahn, die ich hätte nehmen wollen, ohne mich abfuhr.

Die Taubheit ließ allmählich nach, ich begann wieder auf einen Anruf zu warten, geplagt von Qualen und Befürchtungen, die größer wurden, je länger unser letztes Treffen zurücklag. Genau wie früher meine Gewissheit, durch eine Prüfung gefallen zu sein, gewachsen war, je

weiter diese zurücklag, wuchs jetzt mit jedem Tag, der ohne einen Anruf von ihm verging, die Gewissheit, dass er mich verlassen hatte.

Die einzigen glücklichen Momente außerhalb seiner Anwesenheit waren die, in denen ich mir neue Kleider, Ohrringe, Nylonstrümpfe kaufte und sie bei mir zu Hause vor dem Spiegel anprobierte, denn mein – unmöglich zu erreichendes – Ideal war, dass er mich jedes Mal in einer anderen Aufmachung sah. Dabei bekam er die neue Bluse oder die neuen Pumps höchstens fünf Minuten lang zu Gesicht, bevor sie bis zu seinem Aufbruch irgendwo herumlagen. Auch war mir bewusst, wie wenig irgendwelche Klamotten gegen ein neues Begehren ausrichten konnten, das er für eine andere Frau empfinden würde. Dennoch schien es mir ein Fehler zu sein, ihm in einer Aufmachung gegenüberzutreten, die er bereits kannte, ein Nachlassen in meinem Streben nach Perfektion, um die ich in meiner Beziehung zu ihm bemüht war. Aus demselben Willen zur Perfektion blätterte ich in einem Kaufhaus im *Handbuch der Sexualtechniken*. Unter dem Titel stand »700 000 verkaufte Exemplare«.